



DENNIS VLAMINCK

Reliquiem

EIN KRIMI AUS DEM MITTELALTER

emons: eBook

Dennis Vlamincck wurde 1970 in Jülich geboren. Er studierte Germanistik, Philosophie und Politikwissenschaften in Köln, arbeitete mehrere Jahre als Nachrichtenredakteur für die Kölnische Rundschau und schreibt nun unter anderem für den Kölner Stadt-Anzeiger. Im Emons Verlag erschienen seine Kriminalromane »Reliquiem« und »Domfeuer«.

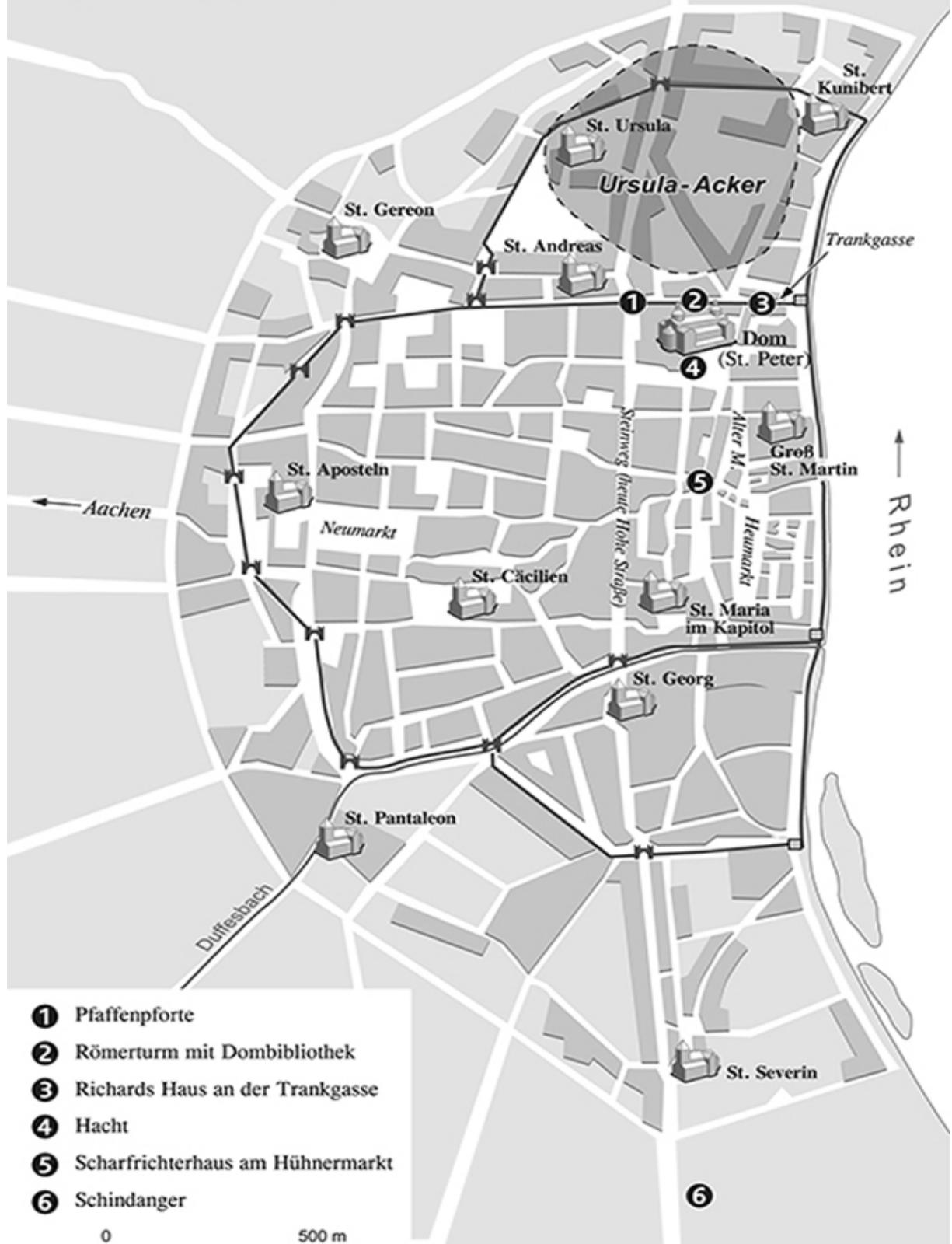
Dieses Buch ist ein Roman, und alle darin geschilderten Ereignisse sind frei erfunden. In besonderem Maße gilt das für Handlungen und Äußerungen der auftretenden oder erwähnten Personen, auch wenn einige von ihnen nicht der Phantasie des Autors entsprungen sind. Darüber hinaus sind Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen rein zufällig.

© 2012 Hermann-Josef Emons Verlag
Alle Rechte vorbehalten
Umschlaggestaltung: Tobias Doetsch
eBook-Erstellung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Erstausgabe 2008
ISBN 978-3-86358-170-1
Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter www.emons-verlag.de

Für meinen Vater

Köln im Jahr 1181



- ❶ Pfaffenpforte
- ❷ Römerturm mit Dombibliothek
- ❸ Richards Haus an der Trankgasse
- ❹ Hacht
- ❺ Scharfrichterhaus am Hühnermarkt
- ❻ Schindanger

0 500 m



Dienstag, 31. März 1181, in der Karwoche

Der schwarze Hund hatte eine Witterung aufgenommen. Er presste seine Nase auf den schneebedeckten Boden der Grube, atmete gierig die Luft ein und stieß sie schnaubend wieder aus. Mit den Vorderpfoten scharrte er den Schnee beiseite und kratzte die nur leicht gefrorene Erde auf. Zuerst schaufelte der Hund den Dreck mit gleichmäßigen Bewegungen durch die Hinterläufe, dann immer aufgeregter. Der betörende Duft des Todes, den er durch sein Wühlen freisetzte, stachelte ihn an. Tiefer und tiefer stieß er ins Erdreich vor, bis seine Pfoten endlich eine helle, glatte Halbkugel freilegten. Er schnüffelte und leckte an dem Schädel, der bis zum Stirnwulst aus dem Schmutz ragte.

»Naseweis!«

Der schwarze Hund reckte den Kopf aus dem knietiefen Loch und hielt Ausschau nach dem Mann, der ihn gerufen hatte. Jaspar stand nur einen Steinwurf entfernt mit einer Schaufel in der Hand in einer anderen Grube. Der junge Mann hatte sein Tagewerk schon beenden wollen, als er aus dem Nachbarloch im hohen Bogen Dreck fliegen sah. Sein ständiger Begleiter Naseweis war wieder fündig geworden. Und das ausgerechnet in der Grube, in der er eben noch gegraben, sie aber aufgegeben hatte, weil er nicht mehr daran glaubte, hier auf Gebeine zu stoßen.

»Hast du etwas entdeckt?«, fragte Jaspar, ohne eine Antwort zu erwarten.

Jaspar war nicht übermäßig groß, aber doch kräftig gewachsen. Seine Züge waren weich, sein Blick aus braunen Augen freundlich und offen. Durch den knirschenden Schnee stapfte er zu seinem Hund. Naseweis sprang schwanzwedelnd aus der Kuhle, um stolz seinen Fund freizugeben. Jaspar stieg zu dem Schädel hinab, rieb den Schmutz ab und vergewisserte sich, dass sein Hund tatsächlich auf die Überreste eines Menschen gestoßen war. Er verzog den Mund. So recht wollte ihm der Schädel nicht gefallen.

»Gut gemacht, Naseweis«, lobte Jaspar. Aus der Grube heraus streichelte er seinen Hund, dem er nun Auge in Auge gegenüberkniete. »Du hast den

Kopf einer Jungfrau gefunden. Pater Egilolf wird sich gewiss freuen. Aber leider ist dieser Schädel viel zu schön.«

Er richtete sich auf und lugte zuerst nach rechts und dann nach links, wo in etwa hundert Schritt Entfernung Pater Egilolf einen weiteren Ausgräber beaufsichtigte. Der hünenhafte Zacharias war damit beschäftigt, dem Boden eine neue Grube abzutrotzen. Weder Egilolf noch Zacharias hatten in ihrem Eifer von Naseweis' Entdeckung etwas mitbekommen. Keuchend hob Zacharias seine Hacke zu einem weiteren Schlag über den Kopf.

Auch Jasper hob die Schaufel, wenn auch nicht ganz so hoch. Im gleichen Augenblick, als Zacharias sein Werkzeug in die Erde rammte, schlug Jasper mit der Kante seiner Schaufel auf den Schädel ein. Ein fingerlanges Stück Knochen brach knackend ab. Jasper stellte erleichtert fest, dass Egilolf und Zacharias nichts gehört hatten. Flink bückte er sich nach dem Bruchstück und warf es weit von sich in den knöchelhohen Schnee. Während Naseweis dem Knochensplitter hinterher sprang und sich schmatzend daran zu schaffen machte, drückte Jasper etwas Dreck in die frisch geschlagene Spalte. Dann stieg er wieder aus dem Loch und rieb sich seine kalten Hände. Es konnte beginnen.

»Pater Egilolf, Pater Egilolf! Kommt, bitte! Ich glaube, ich habe wieder etwas gefunden.«

Egilolf, ein feister Mann mit kahlem Schädel, raffte seinen Umhang, den er über die feinen Gewänder geworfen hatte, und bahnte sich einen Weg durch den Schnee. Zacharias, der einen Kopf größer war als Egilolf und neben dem selbst der dicke Kanonikus schwächlich und unscheinbar wirkte, folgte ihm behäbig. Am Rand des Lochs angekommen, starrte Egilolf auf den Schädel, der noch immer in der Erde steckte.

»Beiseite, mein Sohn«, sagte Egilolf und setzte vorsichtig, beinahe ehrfürchtig einen Fuß nach dem anderen in die Grube. Unter seinem Umhang zog er ein Messer mit einem kunstvoll gearbeiteten Silberschaft hervor und grub damit den Fund aus der Erde. Mit beiden Händen hob er den Schädel hoch und entfernte den Dreck aus den Augenhöhlen, was ihm einige Mühe bereitete, weil ihm an der rechten Hand zwei Finger fehlten. Dann küsste er den Knochen auf die blasse Stirn.

»Der Herr sei gepriesen. Wieder ein Haupt einer Jungfrau aus der Schar der heiligen Ursula.« Er blickte auf die Kerbe, die Jaspar eben erst geschlagen hatte. »Sie trägt das Zeichen ihres grausamen Märtyrertodes. Gute Arbeit, mein Sohn. Wirklich gute Arbeit. Ich will dir deinen frommen Fund entgelten, sobald wir zum Stift zurückgekehrt sind.«

Egilolf schlug mit seiner Rechten das Kreuzzeichen und breitete die Arme zu einem stillen Gebet aus. Und Jaspar atmete durch. Es war ihm wieder einmal gelungen, mit einem kleinen Schwindel die Begierde des Kanonikers zufriedenzustellen.

Er kam über die Römerstraße von Westen. Als der Mönch von ferne die Mauern und Türme Kölns sah, hielt er seinen Maulesel zur Eile an. Die noch kalte und kraftlose Frühjahrs Sonne, die in seinem Rücken stand, warf bereits einen langen Schatten auf die Straße. Je näher er der Stadtmauer kam, desto mehr Menschen begleiteten ihn auf seinem Weg. Doch während diese in die Stadt drängten, um hier das bevorstehende Osterfest zu feiern, kam der Mönch mit einem Auftrag. Dafür hatte er das Einsiedlerkloster Grandmont verlassen und den weiten Weg aus dem Herzen Frankreichs auf sich genommen.

Die Kapuze seines Umhangs gegen die schneidende Kälte tief ins Gesicht gezogen, stieg er kurz vor dem Stadttor von seinem Maulesel. Er führte das Tier von nun an am Zügel über die Straße, auf der Schnee und Schlamm zu einem braunen Brei zertrampelt waren. Bevor er durch das Tor trat, atmete er noch einmal tief durch, denn nach all den Jahren harten und enthaltsamen Lebens hinter Klostermauern, das Spuren in seinem Gesicht hinterlassen hatte, war er das laute und bunte Leben der Stadt nicht mehr gewohnt.

Er strebte dem Dom zu, dessen Türme gelegentlich weithin über den Dächern der Häuser zu sehen waren. Als er die Kirche Sankt Cäcilien hinter sich gelassen hatte und seinen Maulesel in eine enge Gasse führte, hätte seine Reise fast doch noch ein unglückliches Ende genommen. Aus einem offenen Tor rannte unvermittelt eine quiekende Sau auf den Weg. Die Menschen stoben erschrocken auseinander, und der Maulesel des Mönchs scheute. Das schwere Tier glitt auf dem schlammigen Boden aus, fiel auf die

Seite und hätte den Franzosen um ein Haar unter sich begraben. Der erschöpfte Maulesel stemmte sich wieder auf die Beine, und dem Mönch gelang es nur mit Mühe, die Zügel nicht aus der Hand zu geben.

Das Schwein, verfolgt von einem kläffenden Hund, flog derweil die Straße hinunter, geradewegs auf ein kleines Mädchen zu, das mit gelüpftem Rock neben einem dampfenden Misthaufen über der Gosse hockte und ihr Wasser abschlug. Das Mädchen machte große Augen, als es die rasende Sau auf sich zustürmen sah, doch es war schon zu spät. Das Schwein stieß die Kleine um, die sofort zu kreischen anfang, aber wohl weniger weil sie von einer toll gewordenen Sau über den Haufen gerannt worden war, als vielmehr weil sie mit dem nackten Hintern mitten in der Rinne gelandet war. Sie verstummte schnell wieder, kaum dass die Umstehenden lauthals zu lachen begannen. Auch der Mönch konnte sich ein Lachen nicht verkneifen, als er das peinlich berührte Gesicht der Kleinen sah, die sich hastig mit ihrem Rock das nasse Hinterteil abrieb und dann schnell davonlief.

In der Aufregung verlor der Mönch seinen Weg, doch dann folgte er dem Duffesbach und der verfallenden Römermauer durch das Viertel der Gerber, Färber, Walker und Weber ins Innere der Stadt. Der Winter hatte den Handwerkern die Arbeit genommen. Der Bach war zugefroren, und nur an einigen Stellen, wo spielende Kinder das Eis aufgebrochen hatten, war das leise Plätschern eines Rinnsals zu hören. Vom Rad der Wassermühle hingen lange Eiszapfen, und vor den niedrigen Fachwerkhäusern standen nur die leeren Färberbottiche. Dennoch herrschte rege Betriebsamkeit im Viertel. Die Menschen kamen zu den Händlern, um bunte Tücher zu kaufen, mit denen sie am Osterfest ihre Häuser schmücken wollten.

Der Strom aus Menschen wurde dichter, als der Fremde über den Steinweg zum Domhof gelangte. Er ging zum Palast des Erzbischofs, wo er sich als Besucher ankündigte und seinen nach dem Sturz völlig verdreckten Maulesel bei den Stallungen abgab. Dann wandte er sich der Kathedrale zu. Bevor er Erzbischof Philipp von Heinsberg seine Aufwartung machte, wollte er den Heiligen Drei Königen, den Schutzheiligen der Reisenden, für seine glückliche Ankunft nach dem beschwerlichen und fast vierwöchigen Ritt danken.

Gegen Ende des Tages trafen viele Reisende in Köln ein, Pilger, aber auch Bauern, Kaufleute und Handwerker, die sich aus dem Umland aufgemacht hatten, um vor dem Auferstehungsfest das ein oder andere Geschäft zu machen. Die Gläubigen strömten zum Dom wie Blut zum Herzen und wieder hinaus. Der Andrang der Menschen vor der Kathedrale war auch jetzt, kurz vor Sonnenuntergang, noch so groß, dass der Mönch am Eingangsportal achtgeben musste, nicht zu Boden gestoßen zu werden.

Mühsam bahnte er sich seinen Weg in die dem Apostel Petrus und der Gottesmutter Maria geweihte Kirche, vorbei an Krüppeln und Bettlern, die im Domhof auf eine milde Gabe der Kirchenbesucher hofften. Er betrat den Dom wie viele andere Gläubige, die am Grab der Heiligen Drei Könige beten wollten, durch die Vorhalle an der Südseite und ließ sich mit der Menge ins Innere der Kirche treiben.

Er wurde gleich weiter zur Mitte des Doms geschoben. Beinahe wäre er über einen jungen Mann gestolpert, der betend auf Knien zu den Sarkophagen der Heiligen Drei Könige rutschte. Um in dem Gewimmel nicht die Orientierung zu verlieren, richtete der Mönch seinen Blick zur Balkendecke, von der an einer Kette ein riesiger Leuchter hing. Auf dessen hölzernem Rad standen etwa hundert Kerzen, deren Licht das kühle Innere der Kirche nur matt erhellte.

Die Särge der Heiligen waren mitten im Dom neben einem Altar auf einem Podest aufgestellt und mit einem hüfthohen Gitter gesichert, das bereits viele Gläubige kniend auf den schwarzen und weißen Steinfliesen umringten. Einige beteten still vor den Schranken, andere laut, eine Gruppe von Nonnen sang. Etwas abseits standen Männer und übertönten mit lautstarkem Lachen hin und wieder sogar den Gesang der Schwestern. Der Mönch beugte vor den Särgen aus dunklem und mattem Metall das Knie und sprach seine Dankesworte.

»Der weise König Salomo sagt: »Manch einem scheint sein Weg der rechte, aber am Ende sind es Wege des Todes«. Ich danke Euch daher, Ihr Könige, dass ich meine Reise bis Köln glücklich vollbracht habe und mein Weg nicht ins Verderben führte. Und ich bitte Euch, mich wieder heil zurück nach Grandmont zu geleiten.«

Der Mönch erhob sich und verließ die Kirche wie die meisten Besucher durch die Pfalzkapelle. Als er im Domhof stand, holte er tief Luft. Er wusste nicht, weshalb ihn plötzlich fröstelte und sich die Haare auf seinen Armen zu einer Gänsehaut aufstellten, ob wegen der eisigen Frühjahrsluft oder weil er nach so langer Zeit wieder unter so vielen Menschen gewesen war. Jedenfalls konnte er nicht sagen, dass ihm dieses Erlebnis unangenehme Gefühle bereitet hätte. Ganz im Gegenteil, die Lebendigkeit dieser Stadt und ihrer Menschen schien auf ihn übergesprungen zu sein und mit ungeahnter Kraft durch seine Adern zu strömen.

Die kalte Kammer war leer bis auf einen Tisch, einen Stuhl und ein Messer. Unbeweglich saß die Gestalt da und starrte auf die Klinge, die sie vor sich auf die Tischplatte gelegt hatte. Nun, da sich die Sonne senkte, nahte die Zeit der Entscheidung. Es blieb nur noch diese eine Nacht, und wenn sie die letzte Gelegenheit nicht nutzte, war es endgültig vorbei. Alles Beten und alles Flehen um ein Zeichen war ungehört verhallt. Sie war auf sich allein gestellt und musste das Urteil selbst fällen.

War es wert, dafür zu töten? War es wert, das Seelenheil dafür aufs Spiel zu setzen? Ihre Gedanken kreisten nur um diese Fragen, denn sie musste damit rechnen, auf Widerstand zu stoßen. Das Unterfangen war gefährlich. Die Gestalt hob die Hand und fuhr mit den Fingern über das kalte Metall des Messers. Wenn diese Waffe ein Leben auslöschte, war dann auch ihres verloren? Oder konnte sie auf Rettung hoffen, weil sie sich in den Dienst einer guten Sache gestellt hatte? Sie lehnte sich zurück und schloss die Augen.

Ein wenig Zeit blieb noch.

Aber nicht mehr viel.

Was machte einen Knochen heilig? Woran konnte er erkennen, wenn er ein Skelett tief in der Erde gefunden hatte, ob er die Gebeine eines Märtyrers oder eines gewöhnlichen Sterblichen in Händen hielt? Jaspar wusste es nicht. Während Egilolf am Grubenrand stand und mit ausgebreiteten Armen und geschlossenen Augen still betete, kamen Jaspar diese Fragen in den Sinn, die

er sich wieder und wieder gestellt, aber nie zu seiner Zufriedenheit hatte beantworten können.

Die Knochen, die er mit Naseweis' Hilfe in den Äckern rund um das Stift entdeckte, entsprachen so gar nicht dem, was Jaspar zu finden erwartete. Gewiss, die Zahl der Gebeine mochte stimmen. Elftausend Jungfrauen sollten es gewesen sein, die der Legende nach vor den Toren Kölns begraben worden waren. Ihre Anführerin war Ursula gewesen, eine britannische Prinzessin, die vor ihrer Heirat nach Rom pilgerte. Auf der Rückfahrt den Rhein hinab fiel sie mit ihren elftausend Begleiterinnen einem Hunnenheer in die Hände, das Köln belagerte. Die mordlustigen Heiden metzelten Ursula und ihre Schar nieder, ließen von der Stadt ab, als ihr Blutdurst gestillt war, und zogen weiter. Die Kölner – heilfroh, dass sie Plünderung, Mord und Vergewaltigung entgangen waren – bestatteten die edlen Jungfrauen in allen Ehren.

Doch wenn Jaspar sich die Legende vor Augen führte, wenn er sah, wie die schweren Schwerter der Hunnen die zarten Gliedmaßen der Jungfrauen zertrümmerten, wie Spieße krachend durch die schwächtigen Körper stachen, dann fragte er sich, weshalb die Knochen, die er aus der Erde barg, heil und unbeschadet waren, gänzlich ohne Hieb- und Stichspuren.

Jaspar fand keine Antwort auf seine Fragen. Wohl aber merkte er, wie sehr es die Kanonissen und die Kanoniker im Stift der heiligen Jungfrauen betrübte, wenn er wieder einmal nur ein makellooses Skelett ans Tageslicht gebracht hatte. Und er merkte auch, wie sehr es die Schwestern freute, wenn sich unter seinen Funden ein Knochen befand, der in einem Augenblick der Unachtsamkeit unter Jaspars Schaufel zersplittert war. Die Aufregung war stets groß, wenn die Ausgräber Gebeine mit ins Stift brachten, denen das vermeintliche Martyrium der Jungfrauen anzusehen war. Und so hatte Jaspar es sich bald zur Gewohnheit gemacht, den jungfräulichen Knochen nachträglich das ein oder andere Martermal beizufügen – den Schwestern zur Freude und ihm zum Wohlergehen, denn die Kanonissen belohnten ihn, seit sie ihn im vorigen Sommer in Dienst gestellt hatten, mit Mahlzeit und Unterkunft. Und dank Naseweis, der seinen Namen nicht nur dem kleinen

weißen Fleck auf seiner Nase, sondern auch einer gehörigen Menge Vorwitz verdankte, war Jaspar der findigste Ausgräber auf dem Ursula-Acker.

Sein Gewissen quälte ihn dabei nicht. Wenn er hier eine Pfeilwunde, dort einen Axthieb und da einen Schwertstich nachzeichnete, so hatte sich Jaspar stets eingeredet, tat er nichts anderes, als den Jungfrauen jene Verletzungen zuzufügen, die dort hingehörten, aber aus irgendeinem Grunde nicht vorhanden waren.

Die Vielzahl der Märtyrerinnen steigerte das Ansehen, das die Kirche der heiligen Jungfrauen weit über die Stadtgrenzen hinaus genoss. Die Äbtissin hatte sogar angeordnet, auch in der Karwoche auf dem Grund vor dem Damenstift nach Gebeinen zu graben. Zum Osterfest kamen viele Gläubige nach Köln, denen es zu beweisen galt, wie sehr die Kanonissen bemüht waren, die Knochen der Märtyrerinnen zu bergen. Im Sommer waren manchmal ein Dutzend Ausgräber am Werk, heute jedoch nur zwei. Zwar fand Jaspar die Arbeit wegen der Kälte nicht gerade angenehm, aber wenigstens erschwerte der Frost nicht unnötig das Graben, denn der Boden war sehr sandig und daher locker.

»Los, los, an die Arbeit, ihr Faulpelze.«

Egilolf hatte sein Gebet beendet und riss Jaspar aus seinen Gedanken. Der Kanonikus schlug den Mantel enger um seinen massigen Leib und ließ Jaspar und Zacharias mit dem Fund allein. Nun setzte ein Verfahren ein, das Jaspar schon so oft vollzogen hatte, dass er es im Schlaf würde ausführen können. Er stieg wieder in die Grube und begann, auch die übrigen Knochen, die zum Schädel gehörten, aus der Erde zu lösen. Zacharias ging derweil zu einem Karren und holte einen Stapel Bänder und ein großes Leinentuch, die er Jaspar in das Loch reichte. Jaspar legte die Bänder auf den Boden und schlug das Tuch daneben aus.

Knochen um Knochen schälte der junge Mann nun aus dem Dreck und ordnete sie. Nach und nach entstand so das Skelett der Toten, das sich schmutzig-braun vom Weiß des Tuches abhob. Mal bettete Jaspar einen großen Oberschenkelknochen auf das Leinen, mal einen kleinen, unscheinbaren Fingerknochen, den ein unerfahrener Ausgräber sicherlich

mit einem Stein verwechselt hätte. Mit schlafwandlerischer Sicherheit fügte Jaspas alles an seinen Platz.

Kaum hatte er alle auffindbaren Knochen auf dem Tuch ausgebreitet, reinigte Jaspas einen nach dem anderen, wischte Schmutz aus Wölbungen und kratzte Erde aus Ritzen. Dabei ging er so vorsichtig wie irgend möglich vor, denn die Gebeine waren trocken und spröde und die Gefahr groß, dass sie an der frischen, kalten Luft zerbrachen. Jeden sauberen Knochen wickelte er in ein Leinenband und legte ihn wieder an seine Stelle auf das Tuch. Er war gerade dabei, den letzten Knochen einzuschlagen, als plötzlich der schwerfällige Zacharias zu ihm in die Grube stieg und sich neben das Skelett kniete.

»Warte, Jaspas. Musst warten kurz auf Zacharias«, stammelte der riesenhafte Kerl, den die Schwestern des Stifts einzig seiner Kräfte wegen in Diensten hatten.

Zacharias hatte Hände groß wie Teller und einen gewaltigen Schädel, zu dem das Gesicht nicht recht passte. Seine Züge waren zu sanft, seine Lippen zu schmal, seine Stupsnase viel zu klein und seine Sommersprossen zu zahlreich. Dachte man sich den Körper weg, sah Zacharias fast aus wie ein Mädchen. Der Hüne krepelte träge den linken Ärmel seines grauen Lumpengewands hoch und entblöbte eine Hasenpfote, die um seinen Oberarm geschnürt war. Mit seinen unförmigen Fingern löste er den Lederriemen, um dann mit der zerzausten Pfote siebenmal über den Knochen zu streichen, den Jaspas in Händen hielt. Dabei lallte er unverständliches Zeug.

»Was soll das?«, fragte Jaspas mit großen Augen und schob Hund Naseweis beiseite, der ein Auge auf die Hasenpfote geworfen hatte. Zacharias grinste und hielt seinen Zeigefinger vor die Lippen.

»Psst, Jaspas. Zacharias nicht verraten. Jungfrau will Zacharias schützen. Hat sie ihm gesagt, als sie ihn besucht hat. Liebe Jungfrau ist das.«

Der Schwachsinnige presste die Hasenpfote mit beiden Händen an die Brust und wiegte seinen Oberkörper mit geschlossenen Augen vor und zurück.

»Jaspar, schau!«, sagte er unvermittelt. Zacharias griff durch die Halsöffnung in sein Gewand und nestelte einen kleinen Beutel hervor, aus dem er einen Fetzen Pergament zog. »Schau nur, Jaspar, schau.«

Jaspar konnte auf dem Schnipsel Schriftzeichen erkennen, die er jedoch nicht zu entziffern vermochte. »Ich kann nicht lesen, Zacharias. Jetzt sag bloß nicht, du Trottel kannst es.«

»Zacharias weiß, was hier steht. Zacharias weiß es. Der junge Mönch hat es ihm gesagt und dann verkauft«, gluckste Zacharias. Mit dem Zeigefinger deutete er nacheinander auf drei Tintenkleckse und las sie langsam mit seiner rauen Stimme vor. »Schau, Jaspar, schau. Die Worte heißen Melchior, Balthasar und ... und ...?«

Er schaute Jaspar erwartungsvoll mit großen Augen an und prustete dann los wie ein kleines Kind. »Und Jaspar. Jaspar steht hier. Jaspar. Das bist du. Du bist auch einer der drei Könige.«

Zacharias kicherte und beruhigte sich nur langsam wieder. »Die drei Könige passen auf Zacharias auf, genau wie die Jungfrau. Und die Jungfrau passt auch auf dich auf, mein Jaspar. Sie hat es Zacharias gesagt. Sie passt auf alle auf, die Zacharias lieb hat. Das hat sie gesagt.«

»Welche Jungfrau? Wovon redest du?«

»Siehst du sie denn nicht? Siehst du nicht all die Jungfrauen?«

»Wo denn? Erklär dich!«

»Da, schau doch«, sagte Zacharias und deutete mit einer weit ausholenden Bewegung über die schneebedeckte Wiese. »Viele, viele Jungfrauen. Da gehen sie. Da und da und da. So viele in ihren weißen Kleidern. Schön anzusehen sind sie. Aber sie haben keine Köpfe, keine Köpfe haben sie nicht. Müssen ihre Schädel unter dem Arm tragen. Traurige Jungfrauen sind das. Aber lieb, ganz lieb. Und eine hat Zacharias besonders lieb. Denn sie passt auf den Zacharias auf. Schaust du sie, Jaspar? Schaust du sie?«

Auch wenn Jaspar das Sehen nach dem langen Tag im blendenden Schnee schwerfiel und er in die untergehende Sonne blinzeln musste, war er sich sicher, dass er nichts sah außer dem Ursula-Acker mit der dünnen Schneedecke, aus der vereinzelt verdorrte Grashalme ragten, und dahinter

einigen Häusern vor der alten Römermauer, die den inneren Stadtkern Kölns umschloss. Zumindest sah er keine kopflosen Jungfrauen.

»Ich sehe nichts, rein gar nichts, mein seltsamer Freund. Was spinnst du dir da zusammen? Oder bist du verhext?«

Zacharias kicherte schon wieder und schaute verstohlen über die Schulter, ob Pater Egilolf sie nicht beobachtete.

»Es ist ein kleiner Zauber, Jaspar, da hast du wohl recht. Du siehst die Jungfrauen nur, wenn du sie lieb hast, ganz lieb. Und wenn du das hier gekaut hast.«

Abermals griff Zacharias in den kleinen Beutel vor seiner Brust und kramte umständlich und lange darin herum. Er streckte seine Hand vor, in der ein paar Samenkörner lagen.

»Nimm, Jaspar, nimm nur«, forderte Zacharias ihn auf. »Aber nicht zu viel, bloß nicht zu viel. Nur zwei oder drei, mehr nicht. Denn sie sind stark, sehr stark sind sie. Tun Hühnertod heißen. Hihi, alle wollen Zacharias' Hühnertod. Gut kauen, die Körner, gut kauen. Und dann, Jaspar, dann siehst du sie. Schon bald. Schon bald siehst du sie, die lieben Jungfrauen. Nimm, Jaspar, nimm. Damit die schönen Jungfrauen auch zu dir kommen und gut auf dich und deine Lieben aufpassen.«

»Silentium!«, bellte plötzlich Egilolf.

Forschen Schrittes kam er auf die Grube zu. So träge, wie Zacharias seine Glücksbringer und die Samenkörner hervorgeholt hatte, so schnell steckte er sie nun wieder ein, um sie vor den Blicken des Kanonikers zu verbergen.

»Musst schweigen, Jaspar, musst Zacharias nicht verraten«, flüsterte er ängstlich. »Ist kein böser Zauber nicht. Die Könige und die Jungfrauen sollen schützen Zacharias. Armer Zacharias. Aber die Jungfrauen und die Könige helfen ihm gut. Liebe Jungfrauen, gute Könige. Psst jetzt.«

»Was macht ihr da?«, schnauzte Egilolf sie vom Grubenrand an.

»Nichts, Pater Egilolf, nichts«, erwiderte Jaspar eilfertig und schob sich zwischen Zacharias und den Kanonikus.

Zu oft schon hatte er ansehen müssen, wie Egilolf den Hünen verprügelte. Zacharias mochte Kräfte wie ein Bär haben, aber er schien von seinen

Möglichkeiten nichts zu wissen. Und so sah es Jaspar als seine Pflicht an, den Freund in Schutz zu nehmen.

»Ihr sollt arbeiten und nicht dumm schwatzen. Ihr steht auf geheiligter Erde, ihr Bauerntölpel. Die Jungfrauen haben etwas mehr Ehrfurcht verdient. Wenn das noch einmal vorkommt, kannst du deine Belohnung vergessen, Jaspar. Ich erwarte euch beide in der Beichte.«

Schuldbewusst zog Zacharias seinen Kopf zwischen die Schultern. Jaspar schaute ihn mit einem besänftigenden Blick an, nickte ihm aufmunternd zu und umwickelte den letzten Knochen, den er mit den anderen in das große Tuch zu einem Bündel zusammenfaltete.

»Und?«, fragte Egilolf mit Griesgram in der Kehle.

»Es ist nahezu vollständig«, antwortete Jaspar, halb mürrisch, halb unterwürfig. »Kaum ein Knochen fehlt.«

Diese Neuigkeit wiederum besserte des Kanonikers Laune. Egilolf nahm den Paken in Empfang, schritt feierlich und Gebete murmelnd mit dem Leintuch zum Karren und legte es zu zehn anderen weißen Knäueln. Er trat einen Schritt zurück und betrachtete die Funde des Tages. Gottgefällige Ernte aus heiligem Boden.

»Bares Gold«, murmelte Egilolf. Er grinste aus seinem kugelrunden Gesicht, in das die schon tief stehende Frühjahrssonne harte Züge zeichnete. »Bares Gold. Vielleicht nicht heute, aber schon bald, gewiss schon bald.«

Der Mönch kehrte zum Palast des Erzbischofs zurück und betrat die Empfangshalle, in der mehrere Waffenknechte ihren Dienst versahen. Einer der Männer stellte sich ihm in den Weg. Volkmar, der Hauptmann der erzbischöflichen Wache, hatte die Linke lässig auf den Knauf des Schwertes gelegt, das an seinem Gürtel baumelte.

»Was ist Euer Begehrt?«, fragte der Bewaffnete scharf. Er blickte abschätzig auf die von der Reise verschmutzte Kleidung des Besuchers.

»Seid begrüßt«, sagte der Fremde und verbeugte sich. »Ich bin den weiten Weg von Frankreich nach Köln gekommen, um Erzbischof Philipp von Heinsberg zu sehen. Könntet Ihr mich wohl zu ihm führen?«

Die Augen des Hauptmanns weiteten sich vor Überraschung. »Ja, glaubt Ihr denn, man könnte den Erzbischof in seinem Palast mal eben auf einen Plausch treffen? Bedauere, Ihr müsst Euch schon zu einer Audienz anmelden, Bruder. Und die Liste der Bittsteller ist gewöhnlich sehr lang. Leider habt Ihr heute Pech. Die Audienz ist fast beendet. Und es ist die letzte bis nach dem Osterfest.«

»Das heißt, die Audienz ist noch nicht vorbei?«, fragte der Mönch. Er war nicht gewillt, sich abweisen zu lassen. Sein Auftrag duldet es nicht, bereits an der ersten Hürde abgewimmelt zu werden.

»Nein, der letzte Bittsteller müsste noch im großen Saal sein. Aber macht Euch keine Hoffnung. Der Herr Erzbischof schätzt es gar nicht, länger als unbedingt nötig aufgehalten zu werden. Und ich werde den Teufel tun und seinen Zorn auf mich ziehen, indem ich ihm noch einen Besucher bringe.«

»Doch bestehe ich darauf, dass Ihr mich zu ihm bringt. Er erwartet mich.«

»Ha! Was meint Ihr wohl, wie oft ich dieses Sprüchlein schon gehört habe? Nichts da!« Der Hauptmann beugte sich vor und sagte flüsternd in einem bedrohlichen Ton: »Mein Vorgänger in diesem Amt als Hauptmann der erzbischöflichen Wachen machte einst den Fehler, auf einen Fuchs wie Euch hereinzufallen. Er dient heute unter mir, denn der Herr Erzbischof hasst es, wenn man seine kostbare Zeit stiehlt.«

Nun beugte sich auch der Mönch vor und senkte ebenfalls seine Stimme. »Und wie findet er es, wenn Gästen, die ihm gemeldet sind, der Zutritt verweigert wird? Glaubt Ihr denn wirklich, ich nehme eine vielwöchige Reise auf mich ohne einen triftigen Grund?«

Der Hauptmann verzog das Gesicht, kniff die Augen zusammen und schaute den Mönch prüfend an. Der Fremde hielt dem Blick stand. Dennoch machte Volkmar keinerlei Anstalten, den Mönch in den großen Saal zu führen. Wenn jemand nach einer harschen Zurechtweisung noch immer auf die Audienz bestand, hieß es noch lange nicht, dass es auch tatsächlich gerechtfertigt war, ihn vorzulassen.

»Vielleicht vermag Euch das hier zu überzeugen«, sagte der Mönch und zog eine Pergamentrolle hervor. Er wickelte sie auf und zeigte dem

Hauptmann das angehängte Siegel aus rotem Wachs. »Dies ist ein Empfehlungsschreiben.«

Volkmar konnte nicht lesen, aber zumindest das Siegel erkannte er sofort. Es war das der Siegburger Benediktinerabtei.

»Wenn Ihr aus Frankreich kommt, wieso habt Ihr dann einen solchen Brief?«, fragte er argwöhnisch.

»Wie ich sehe, kennt Ihr das Siegel von Abt Gerhard. Er hat dieses Schreiben bei seinem Besuch in unserem Kloster unterzeichnet.«

Der Hauptmann kraulte sich nachdenklich den struppigen schwarzen Bart. Siegburger Mönche pilgerten jedes Jahr nach Frankreich, und Abt Gerhard war schon oft dabei gewesen, das wusste er.

»Also gut«, sagte er dann. »Stellt sich aber heraus, dass Ihr mich an der Nase herumgeführt habt und meinen Herrn mit Nichtigkeiten belästigt, dann könnt Ihr Euch auf einiges gefasst machen. Folgt mir.«

Gemeinsam schritten sie durch einen langen, mit Wandteppichen geschmückten Gang zum großen Saal. Die beiden Wachen ließen sie ohne Widerspruch ein, als sie den Hauptmann sahen. Philipp von Heinsberg hatte die Audienz soeben beendet und entledigte sich im Beisein einiger Geistlicher erschöpft seiner förmlichen Kleidung. Er streifte den roten, mit Hermelinpelz besetzten Schulterkragen ab, ebenso seine zahlreichen edelsteinbesetzten Ringe und die weißen Handschuhe. Auf einem Stuhl neben ihm stand die in der Fastenzeit übliche goldene Mitra. Nun trug er nur noch ein weißes Gewand und ein kleines, rundes Scheitelkäppchen. Für einen Erzbischof schlichte, aber immer noch sehr vornehme Kleidung im Vergleich zu dem von der Reise schmutzigen französischen Besucher, der nun mit dem Hauptmann vor Philipp trat.

»Volkmar, die Audienz ist beendet«, sagte Philipp von Heinsberg unwirsch, als er seinen Bischofsring wieder über den Finger zog. »Ich möchte heute keine Bittsteller mehr anhören.«

»Verzeiht vielmals, Eure Eminenz«, sagte der Hauptmann und verbeugte sich. »Aber dieser Mönch hier behauptet, dass Ihr ihn erwartet.«

Philipp musterte den Ankömmling kurz und sagte dann knapp: »Ich kenne Euch nicht. Wieso also sollte ich Euch erwarten?«

Schon trat der Hauptmann mit finsterem Blick einen Schritt auf den Fremden zu. Der Mönch kniete nieder und ergriff ohne Umschweife das Wort.

»Es ist wohl wahr, dass Ihr mich nicht kennt, Eminenz«, sagte der Mönch auf Latein, »doch müsstet Ihr, so hoffe ich zumindest, den Grund meines Besuchs kennen. Ich heiße Imbert und bin Mönch des Eremitenklosters Grandmont nahe der Stadt Limoges in Frankreich. Im vorigen Sommer gaben wir einer Gruppe von Mönchen Unterkunft, die sich auf einer Pilgerreise nach Santiago de Compostela befand. Es waren Benediktiner des Michaelsklosters in Siegburg, und ihr Abt berichtete uns vom Martyrium der heiligen Ursula und ihrer Schar der elftausend Jungfrauen. Auch erzählte er von der wundertätigen Kraft ihrer Gebeine. Nun habe ich die weite Reise auf mich genommen, um hier in Köln einen Wunsch meines Klosters vorzutragen. Dieser Wunsch ist genährt von der Hoffnung, ein Versprechen einfordern zu können, das Abt Gerhard von Siegburg meinem Abt gegeben hat.«

Die Miene des Erzbischofs hellte sich auf. »Ah, ich erinnere mich«, sagte Philipp herzlich, worauf sich der Hauptmann wieder entspannte. Zwar hatte Volkmar nichts von dem Gespräch auf Latein verstanden, doch beruhigte ihn allein der freundliche Tonfall des Erzbischofs.

»Seid willkommen im heiligen Köln«, fuhr Philipp fort. »Abt Gerhard hat mir schon viel von der Frömmigkeit Eurer Bruderschaft berichtet. Und auch von Eurem Anliegen. Kommt, steht auf und setzt Euch zu mir. Sagt mir, was Euch nach Köln führt. Auch wenn Abt Gerhard mich bereits unterrichtet hat, will ich es gern noch einmal aus Eurem Mund hören.«

Philipp ließ sich auf einem gepolsterten Sessel nieder, gleich neben dem großen offenen Kamin, in dem ein Feuer wohligh knisterte, und wies seinen Gast mit einer Handbewegung an, es ihm gleichzutun. Die Geistlichen und Volkmar hingegen zogen sich wie auf einen unsichtbaren Wink hin zurück. Lediglich ein Diener und ein greiser Schreiber an seinem Pult blieben im Saal. Nachdem Imbert auf einem schweren Eichenstuhl Platz genommen hatte, fuhr er fort.

»Als Abt Gerhard sah, wie gebannt meine Brüder den Erzählungen über die Jungfrauen lauschten und wie begierig sie waren, mehr über ihr Martyrium zu erfahren, da war er sehr gerührt von der Begeisterung in unserem Kloster. Er versprach uns, sich nach seiner Rückkehr dafür einzusetzen, dass unserem Orden die Gebeine einer Jungfrau überlassen werden. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, Monseigneur, wie groß die Freude meiner Brüder und auch meiner selbst war, denn davon hatten wir nicht zu träumen gewagt. So hat mein Abt mich nun also gesandt, hier in seinem Auftrag um die Gebeine einer Jungfrau aus der Schar der heiligen Ursula zu bitten und sie heim zu unserer Bruderschaft zu bringen, damit auch wir uns unter ihren Schutz und die wundertätige Kraft ihrer Heiltümer stellen können. Auch wenn ich bedauerlicherweise kein Geld anbieten kann, sondern nur die volle Gebetsbruderschaft unseres Ordens, also das Gedenken in allen Gebeten und Messen, im Leben und nach dem Tode.«

»Ihr habt Eure Reise gewiss nicht vergebens angetreten, denn meinen Segen habt Ihr«, sagte Philipp. »Gerhard brauchte keinerlei Überredungskünste, um mich von Eurer Ehrbarkeit zu überzeugen. Daher unterstütze ich Euch und gebe Euch ein Schreiben mit. Geht damit zum Kanonissenstift an der Kirche der heiligen Jungfrauen. Ich bin mir sicher, Äbtissin Clementia wird Euch mit offenen Armen empfangen.«

Der Erzbischof gab seinem Schreiber ein Zeichen. Der Alte, der in einen schlichten Mönchshabit gekleidet war, beugte sich zu Philipp hinab und nahm nickend die Anweisungen entgegen, die der Erzbischof ihm ins Ohr flüsterte. Dann begab er sich sogleich wieder zu seinem Pult, griff zu einer weißen Feder, tunkte sie in ein Tintenfässchen und setzte den Brief an die Äbtissin auf.

»Ich danke Euch, Eminenz, ich danke Euch aufrichtig. Meine Brüder werden überglücklich sein zu hören, wie freundlich ich hier aufgenommen wurde. Der weise König Salomo sagte: ›Eine Stadt kommt hoch durch den Segen der Redlichen.««

»Nicht der Rede wert, lieber Bruder Imbert. Ihr müsst Euch nicht als Bittsteller fühlen, ganz und gar nicht. Aber vielleicht dürfte ich Euch um eine kleine Gegenleistung für unser Entgegenkommen bitten?«

»Selbstverständlich, Eminenz. Was kann ich für Euch tun?«

»Erweist mir die Ehre, morgen einer seltenen Zeremonie im Dom beizuwohnen«, sagte Philipp. Er stand auf, um seinem Gast das Ende des Gesprächs zu bedeuten. Auch Imbert erhob sich. »Wir werden die Särge der Heiligen Drei Könige öffnen und erwarten dazu einen Eurer Landsmänner, von dem wir nicht wissen, ob er sich mit uns zu verständigen in der Lage ist. Es könnte daher sein, dass Eure Sprachkenntnisse vonnöten sind, denn Ihr seid ja nicht nur des Lateinischen mächtig, sondern vor allen Dingen auch des Französischen. Es würde mich also freuen, wenn Ihr morgen nach der Terz zu uns stoßen könntet, lieber Bruder Imbert.«

Während er sprach, ging er zum Pult, las das Schreiben und nickte zustimmend. Nach der Prüfung unterschrieb er mit einem knappen Federstrich und siegelte den Brief.

»Es wäre mir eine große Ehre, dieser feierlichen Handlung beiwohnen zu dürfen, Eminenz«, erwiderte Imbert und kniete nieder, um den Ring des Erzbischofs zu küssen.

»Nun denn, bis morgen. Und vergesst das Empfehlungsschreiben nicht.«

Imbert verließ den Saal mit einem Hochgefühl. Aber er fragte sich auch, welchem Landsmann er wohl morgen als Übersetzer dienlich sein sollte.

Mit einem Klicken fuhr die Klinge zurück in die Scheide. Die Gestalt hatte ihre Entscheidung getroffen. Sollten heute Nacht Menschen sterben, so war es nicht ihr Wille. Sie war nur Werkzeug und völlig unverschuldet in diese Sache hineingeraten. Wer sich ihr in den Weg stellte, hatte die Folgen zu tragen. Und wenn sie wegen eines Mordes ihr Seelenheil verlieren sollte, würde sie die Höllenqualen gern in alle Ewigkeit auf sich nehmen.

Denn sie tat es für ihn.

Für *ihn*.

Die Gestalt erhob sich und straffte den Rücken. Es waren Vorbereitungen zu treffen, und die Zeit drängte. Kein Zögern und kein Zaudern mehr.

Kaum hatte sich die schwere zweiflügelige Tür hinter Imbert und dem Diener geschlossen, trat Philipp an das Kaminfeuer. Der greise Schreiber, der

auch Leiter der Palastkanzlei war, räusperte sich unüberhörbar.

»Was treibt dich um, Richard?«, fragte Philipp, ohne sich umzudrehen.
»Oder sollte mir entgangen sein, dass du unter Halsweh leidest?«

»Mich plagt nicht mein Hals, mich plagt eher, dass mein Verstand wohl nicht mehr so recht arbeiten mag«, entgegnete Richard.

»Rede nicht so lange um den heißen Brei, mein Guter. Wir kennen uns lange genug und brauchen uns nicht mehr behutsam an den Kern einer Sache heranzutasten. Was hast du auf dem Herzen?«

»Ich vermag Euer Verhalten nicht recht zu verstehen, Eminenz. Ihr lasst selbst schon lange nach Jungfrauengebeinen graben und stapelt etliche in der Deutzer Benediktinerabtei. Es wäre für Euch ein Leichtes, dem Mönch die gewünschte Reliquie zu überlassen. Ich hätte den Inhalt des Briefs nur leicht zu ändern brauchen, und der Mann könnte noch morgen Köln wieder verlassen und freudig in seine Heimat zurückkehren. Stattdessen schickt Ihr ihn zu Clementia, zu der Ihr ein nicht gerade von Freundschaft geprägtes Verhältnis pflegt, und das ist noch vorsichtig ausgedrückt.«

Den Rücken noch immer zu seinem Schreiber gekehrt, lächelte Philipp.

»Du vermutest sicher wieder Ränke und Arglist, Heimtücke und Hinterhalt. Aber was soll so schlimm daran sein, wenn ich der ehrwürdigen Äbtissin eine kleine Lektion erteile? Sie beschwert sich etwas zu lautstark darüber, dass ich die Deutzer ebenfalls auf dem Acker nach Gebeinen suchen lasse, und will mir, dem Erzbischof von Köln, das Recht dazu absprechen und als Äbtissin des Stifts an der Kirche der heiligen Jungfrauen den alleinigen Anspruch auf die Reliquien erheben. Nun, wenn sie denkt, sie allein dürfe Jungfrauengebeine besitzen, dann muss sie auch alle Bittsteller hören, die um Heiltümer ersuchen, und ihr Begehren erfüllen. Auch wenn diese mit leeren Händen kommen.«

Philipp von Heinsberg streckte seine Hände dem wärmenden Feuer entgegen.

»Diese Gebeine gehören allen Kölnern. Da ist es wohl das Beste, wenn ich als geistliches Oberhaupt dieser Stadt auch meine schützenden Hände über die Jungfrauen halte, zumindest über jene, die sich in meiner Obhut befinden. Daher ist es ein durchaus lässliches Vergehen, wenn ich nicht ganz

aufrichtig zu unserem Gast bin und ihm diese Kleinigkeit vorenthalte. Zu guter Letzt werden aber alle zufrieden sein. Ich, weil ich die widerborstige Clementia in ihre Schranken verwiesen habe, der einfältige Mönch, weil er seinen Wunsch erfüllt findet, und Clementia, weil ich sie vor der Sünde des Hochmuts bewahrt und ihre hoch fliegenden Träume wieder auf die Erde zurückgeholt habe.«

Das Lächeln in Philipps Gesicht wich einer eisigen Miene.

»Du solltest nicht versuchen, mich davon abzuhalten, Richard. Ich will kein Wort der Missbilligung hören.«

Richard hatte sich erhoben und deutete eine Verbeugung an.

»Wie Ihr wünscht, Eminenz.«

»Ja, ich wünsche es«, sagte Philipp mit Nachdruck. »Und ich wünsche auch, dass keines von meinen Worten den Weg in fremde Ohren findet.«

»Wie Ihr wünscht, Eminenz.«

Hoch und wuchtig waren die Mauern des Stifts. Auf Imbert, der durch das Tor in die Immunität getreten war, wirkten sie dennoch nicht feindselig oder abweisend. Getaucht in das warme und freundliche Licht der Abendsonne, erschienen Stift und Kirche vielmehr einladend und gastlich auf den nach seiner langen Reise müden Mönch. Er bedauerte allenfalls ein wenig, dass das Stift außerhalb der Römermauern gelegen war, die den alten Stadtkern Kölns bildeten. Lieber wäre er näher am Herzen der Stadt gewesen, um es pochen zu hören. Erst heute war ihm bewusst geworden, wie sehr er das Leben unter Menschen vermisst hatte. Hier draußen in der Vorstadt, die innerhalb einer erst vor einigen Jahrzehnten gezogenen äußeren Stadtmauer lag, sah es mit den wenigen Häusern und den vielen Gärten und Äckern eher aus wie auf dem Dorf. Doch es fiel ihm nicht schwer, mit dem Stift an der Kirche der heiligen Jungfrauen vorlieb zu nehmen. Auch hier waren zahllose Pilger unterwegs, wenn auch bei weitem nicht so viele wie am Dom.

Das Rumpeln eines Karrens lenkte Imberts Aufmerksamkeit auf drei Männer. Sie kamen mit ihrem Wagen durch das Tor in der Mauer, die das Stift umfriedete. Auf dem Karren, den ein Hüne von einem Mann zog, lagen

weiße Säckchen und darauf ein schwarzer Hund. Egilolf, Jaspar und Zacharias hatten ihren Arbeitstag beendet.

»Heda, gute Leute!«, rief Imbert ihnen zu und zog seinen müden Maulesel hinter sich her. »Könnt Ihr mir sagen, ob das hier die Kirche zu den heiligen Jungfrauen ist?«

»Das ist sie«, antwortete Egilolf. »Aber wenn Ihr am Grab der Ursula beten wollt, so dürft Ihr nicht in das Stift, sondern müsst in die Kirche gehen.« Egilolf deutete hinüber zu den Gebäuden, die das Gelände beherrschten. In der Mitte erhob sich der mächtige Glockenturm, an seine Linke schmiegte sich das Vierkant des Stifts, an seine Rechte das Kirchenschiff. Der Turm verband beide Bauten.

»Eigentlich will ich bei der Äbtissin vorsprechen.«

»Das ist etwas anderes. Ihr findet sie um diese Zeit noch in ihrem Haus dort drüben. Ihr könnt es gar nicht verfehlen. Es ist das größte und schönste im Stift.« Egilolf zeigte mit den drei Fingern seiner rechten Hand auf eine Reihe von gemauerten Häusern, die sich nah an den Stiftsbau schmiegteten.

»Was sind das für Gebäude?«, fragte Imbert verwundert, weil er so prächtige Häuser von seinem Kloster nicht kannte.

»Dort wohnen wir Kanoniker und jene Schwestern, die es sich erlauben können. Das ist hier kein Kloster, sondern ein Stift, Bruder. Die Kanonissen leben nicht nach einer strengen Ordensregel wie der des heiligen Benedikt. Viele halten sich oft in ihren Häusern oder in ihren Wohnungen in der Stadt auf und kommen nur zum Gebet, zum Essen oder Schlafen in das Stiftsgebäude.«

Imbert trat an den Karren. Naseweis stellte sich schwanzwedelnd auf und ließ sich bereitwillig von dem Fremden streicheln.

»Sind das etwa die Gebeine von Jungfrauen?«, fragte der Mönch und zeigte auf die Leinenballen. »Habt Ihr sie heute ausgegraben?«

»So ist es.«

»Ihr müsst wissen, dass ich dieser Heiltümer wegen hier bin. Ich bin aus Frankreich gekommen, um eine Jungfrau für unseren Orden zu erbitten.«

»Nun, wenn das so ist, dann werdet Ihr Euch freuen zu hören, dass die Kanonissen gern bereit sind, eine Reliquie gegen eine großzügige Spende

abzugeben«, sagte Egilolf. »Seht einmal her.«

Egilolf griff nach einem Ballen und wickelte den Schädel aus, den Naseweis zuletzt gefunden hatte.

»Dies ist der Kopf einer armen Jungfrau aus der Schar der Ursula. Und sie trägt, für jedermann unübersehbar, das Mal ihres Martyriums. Ein heidnischer Hunne hat ihr, weil sie ihren unbefleckten und makellosen Leib ihm nicht hingeben wollte, sein Beil in den Schädel getrieben. Seht die Wunde.«

Er zeigte auf den Spalt, den Jaspas eben erst geschlagen hatte. »Dieser brave Sohn Gottes hat ihre Knochen entdeckt«, sagte Egilolf und legte väterlich seine Hand auf Jaspars Schulter, die vor Stolz noch breiter zu sein schien als sonst, wohl auch, weil er mit bewundernden Blicken rechnete, die ihm der Fremde nach Egilolfs Lob zuwerfen würde. »Dass wir die Gebeine dieser armen erschlagenen Jungfrauen aus ihren kalten, schmutzigen Märtyrergräbern erlösen durften, um sie der ihnen gebührenden Verehrung zuführen zu können, ist eine große Gnade Gottes. Es sind die letzten Grabungstage vor dem Osterfest. Daher freue ich mich besonders, dass wir heute elf Gebeine gehoben haben.«

Imbert verfiel jedoch nicht in Verzückung. Misstrauisch wanderte sein Blick zuerst zum Schädel, dann zu Jaspas, danach zur Schaufel, die der junge Mann in der Hand hielt, und zuletzt wieder zu Jaspas, und zwar direkt in dessen Augen. Für einen Augenblick glaubte Jaspas, sein Herz bliebe stehen. Es war ein bohrender, beinahe brennender Blick des Mönchs, unter dem er trotz der beißenden Kälte zu schmelzen glaubte wie erhitztes Wachs. Auch wenn Imbert kein Wort sagte, fühlte Jaspas sich entlarvt und auf frischer Tat ertappt. Das Blut der Scham und der Angst schoss dem jungen Mann in die Wangen. So frech und vorlaut Jaspas sonst auch sein mochte, diesmal ging es nicht nur um seinen Broterwerb, sondern um Leib und Leben. Er hatte sich an den Gebeinen einer Heiligen vergriffen, und sein Gefühl der Sicherheit, niemals dabei erwischt zu werden, war mit einem Mal verflogen. Verlegen schaute er auf den Schädel der Jungfrau, nur um den durchdringenden Augen des Mönchs auszuweichen. In seiner Not trat er von einem Bein auf das andere.

»Wahrhaft, eine Gnade Gottes«, murmelte Imbert nun bedächtig, den Blick immer noch auf Jaspar geheftet. Für ihn bestand kein Zweifel, wer versucht hatte, den Schädel zu spalten. Ein Hunne war es jedenfalls gewiss nicht, denn die Kerbe war frisch, auch wenn jemand dies mit Erde zu verbergen gesucht hatte.

»Egilolf!«

Der scharfe Ruf einer schnarrenden Frauenstimme löste Jaspar aus seiner misslichen Lage. Die vier Männer fuhren herum. Aus einem der Häuser war eine uralte Frau getreten, die an ihrer weißen Kleidung und der weit geschwungenen Haube unschwer als Kanonisse zu erkennen war. Mit der Linken auf einen Stock gestützt, mit der Rechten ein hölzernes Kreuz vor ihrer Brust umklammernd, humpelte sie auf die Gruppe zu.

»Du verfluchter Narr! Wie oft habe ich dir schon gesagt, du sollst mehr Ehrfurcht vor den sterblichen Überresten der heiligen Jungfrauen walten lassen. Stehst hier herum und hältst den Schädel wie einen Kohlkopf feil! Bist du ein Marktschreier oder ein Kanonikus? Schande über dich! Verzieh dich wieder in das Loch, aus dem du gekrochen bist!«

Egilolf hatte den Schreck schnell verdaut und der Schwester offenbar gleichgültig den Rücken zugedreht. Betont langsam wickelte er den Totenkopf wieder in das weiße Tuch. Zu Imbert gewandt sagte er: »Darf ich vorstellen, Gepa von Dassel, frühere Äbtissin dieses Stifts. Obwohl schon lange nicht mehr im Amt, glaubt sie immer noch, mir Befehle erteilen zu können.«

Wütend, aber ohne ein Wort zu sagen, pochte die Alte mit ihrem Stock auf die hartgefrorene Erde. Unnachgiebig bohrte sich ihr Blick in Egilolfs Rücken. Dann schien sie aufzugeben. Sie verzichtete auf eine Entgegnung und ging, ihr rechtes Bein nachziehend, zur Kirche.

»Nun, wie gesagt«, fuhr Egilolf unbeeindruckt fort. »Dort drüben in dem großen Haus, Ihr könnt es nicht verfehlen. Aber unser fleißiger Jaspar hier führt Euch gern dorthin. Die Äbtissin wird sich gewiss freuen, Euch zu sehen.«

Clementia freute sich nicht. Sie saß im blassgelben Schein einer Öllampe über Pergamenten und hatte eigentlich vor der Vesper keine Zeit, noch Besuch zu empfangen. Und das Schreiben des Erzbischofs, das Imbert der Äbtissin übergab, vermochte sie bestimmt nicht aufzuheitern.

»Eine Gebetsbruderschaft?«, fragte sie grimmig.

»Wir sind ein armer Orden«, versuchte sich Imbert zu rechtfertigen. Verlegen strich er sich über die stoppeligen Wangen und kratzte sein kurzes graues Haar, weil er fürchtete, sein ungepflegtes Aussehen könnte ihn grob und mürrisch erscheinen lassen. Doch seine grauen Augen leuchteten freundlich. »Es ist das höchste Gut, das wir bieten können.«

Sauertöpfisch blickte Clementia auf den Brief des Erzbischofs.

»Hat Euch Philipp verraten, weshalb er Euch nicht nach Deutz geschickt hat, wo er selbst Jungfrauengebeine hortet?«

Nun war Imbert sprachlos. Es brauchte einen Augenblick, bis ihm bewusst wurde, was das bedeutete. Philipp hätte ihm Gebeine aus eigener Hand geben können, anstatt ihn hierher zu schicken. Clementia gab die Antwort auf ihre Frage selbst, indem sie aus dem Empfehlungsschreiben vorlas.

»Dann hört, was Seine Eminenz, der Herr Erzbischof, mir dazu schreibt: ›Die Brüder des Ordens der Grandmontenser werden sich gewiss über eine Jungfrauenreliquie aus Euren Händen mehr freuen, da sie aus der Kirche der heiligen Jungfrauen selbst kommt.««

Clementia legte das Schreiben wieder vor sich auf den Eichentisch. »Als ob seine Reliquien weniger heilig wären«, stieß sie dann verächtlich aus und erhob sich.

»Verzeiht, aber das wusste ich nicht«, erwiderte Imbert. »Ich hatte keine Ahnung, dass auch Erzbischof Philipp mir eine Jungfrau hätte überlassen können.« Es entstand eine für Imbert peinliche Stille, in der Clementia ihren Besucher musterte, als wolle sie ihre Entscheidung vom äußeren Eindruck ihres Besuchers abhängig machen. Oder als sei sie unschlüssig, ob sie dem Mönch Glauben schenken könne. Die Äbtissin war kaum älter als fünfundzwanzig Jahre, jünger jedenfalls als Imbert. Und doch flößte sie ihm Respekt ein. Sie trat entschlossen auf und duldete offenbar keinen Widerspruch. Ihr spitz zulaufendes Gesicht und ihr hoher Wuchs gaben